



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Römische Frühlingsbilder : 7. Das Pantheon

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Figuren wahrhaft naiv reden zu lassen; der Rittmeister charakterisirt sich selbst oft in genialer Weise. Die große Verschiedenheit der Reden des Physikus von denen Sageteufels haben wir schon hervorgehoben. Aber weniger wäre mehr gewesen. Dazu kommen noch öfters starke Zumuthungen an den Glauben des Lesers. Die bekannte Lustspielvorsehung macht sich einigemale empfindlich bemerkbar; so wenn Hildegard gerade in dem Augenblick dazu kommt, wo Ulrich Lisbeth küßt, wodurch das Mißverständnis entsteht, auf dem die ganze folgende Romanhandlung beruht. Oder bei der Kneiperei das Duell — kaum glaublich! Oder ein anderer Verstoß gegen unser Wirklichkeitsgefühl: der Sancho Panza des Romans, der Küster Reff, der als ein halbverkommener Trunkenbold geschildert wird, trägt nach der Kneiperei den schlafenden Rittmeister auf dem Rücken davon, wozu doch eine Riesenleibeskraft gehörte, die Reff nicht hat. Aber diese Schwächen haben doch unsern Genuß an dem Buche nicht trüben können. Gegen den Schluß hin steigert sich das Pathos der Dichtung und der Ernst der Handlung, die mit der Aussicht auf die bevorstehenden Befreiungskriege schließt, in der Weise, daß alle Bedenken in der mächtigsten Teilnahme untergehen, und daß man den „Eisernen Rittmeister“ mit dem Gefühl aus der Hand legt, das Epos des Preußentums gelesen zu haben.

Wien

Moriz Necker



Römische Frühlingsbilder

Von Adolf Stern

7. Das Pantheon



ie eigentümlichste und zauberhafteste Wirkung Roms beruht, wie jedermann seit lange aus Büchern weiß, aber in glücklicher Wirklichkeit neu an sich erfährt, auf der Stärke der Gegensätze, auf der gemeinsamen Größe der Denkmale grundverschiedener Zeiten, auf der Fülle vergangener, aber uns doch unvergänglichen Lebens, die sich in alles Leben der Gegenwart hineindrängt. Auch wer nur Tage in der ewigen Stadt verweilt, wird natürlich von dem Gegensatz der lebensvollen Hauptstadt und ihrer schweigsamen, feierlichen Campagnaumgebung, von der Macht des Kolosseums und seiner Nachbarschaft von antiken Triumphbögen, Tempeltrümmern, Säulen und Mauerresten und wiederum von der Riesengröße des Petersplatzes mit Peterskirche und Vatikan, Obelisken, Brunnen und Säulengängen ergriffen. Bei längerem Verweilen vertiefen sich nicht nur diese ersten großen Eindrücke, die am Ende jeder davonträgt, sie werden auch unablässig

durch neue, verwandte Eindrücke verstärkt. Die Unmittelbarkeit und Frische, womit jeder Empfängliche die tausendmal zuvor beschriebenen Herrlichkeiten wieder durchlebt, schließen auch die Verführung ein; die endlose Reihe römischer Schilderungen durch neue zu vermehren. Und da der Genuß sich in dem Maße steigert, wie man sich der ungeheuern Menge der Einzelheiten bewußt und ihrer bis zu einem gewissen Punkte Herr wird, so läuft man Gefahr, daß es auch hier heiße: „Rom und kein Ende.“

Aber in der überwältigenden Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, der tausendfältigen Zeugnisse einer gewaltigen, wechselvollen Geschichte überkommt hier und da den Besucher Roms das Bedürfnis, ja die Sehnsucht, in einem Symbol, einer lebendigen Anschauung die Fülle der Gesichte vereinfacht zu sehen. Unablässig ist die Phantasie thätig; wer unter den Trümmern des Palatii umhergeht, in wachem Traume die Säulengänge und Hallen der Kaiserpaläste wieder aufrichtet, der schmückt sie unwillkürlich mit Statuen, Büsten und Reliefs aus den tausenden von Marmorwerken, die er drüben, jenseits des Tiber, in den vatikanischen Sammlungen sieht. Jeder auf seine Art — das ist nicht mehr als billig; ich habe mir die Zimmer im Hause der Livia gelegentlich mit der schönen Venusstatue aus der Sala a Crocegreca und dem vollendet anmutigen schlafenden Ziegenhirten, dem Meisterwerke antiker Genreplastik, aus der Sala degli Animali, geschmückt, Werken, die wahrscheinlich gar nicht dagestanden haben können. Vergleichen läßt sich nicht verbieten. Der Lust, die getrennten und zerstreuten Herrlichkeiten wieder zu vereinigen, wird ja an tausend Stellen des ewigen Roms mächtig Vorschub geleistet: an und in vielen Kirchen, von Maria Maggiore an bis zu den kleinen Pilgerkirchen vor den Thoren, tragen die antiken Granit- oder Marmorsäulen die Gewölbe und Decken späterer christlicher Zeit, in vielen Palästen und Kirchen prangen die alten Marmorbekleidungen der antiken Prachtbauten, von der Säule Trajans blickt die Statue des Apostelfürsten herab; wer möchte die Aufzählung, die endlos werden würde, fortsetzen oder das alte Lied erneuern, daß die wilden Barone des Mittelalters und die großen Päpste der Renaissance wie der Gegenreformation um die Wette das Rom des Altertums als unerschöpflichen Steinbruch und gleich unerschöpfliches Vorratshaus von Kunstwerken behandelt haben? Am Ende ist jedermann froh, daß auf dem Wege der Neuschöpfung, der Umwandlung noch so viel des Schönen und Mächtigen erhalten worden ist. Man möchte nur wünschen, daß sich für zahlreiche Bauten der antiken Stadt zur rechten Zeit eine neue Verwendung im ganzen ergeben hätte, die die alte Herrlichkeit in der Weise vor unsre Augen stellte, wie wir heute das Pantheon, das wunderbarste Symbol der mehrtausendjährigen Geschichte Roms, erblicken.

In keiner andern Stelle Roms ist die erste Mahnung an die ganze schicksals- und wechselvolle Vergangenheit dieser Weltstadt so lebendig und so mächtig, wie unter dem einzig herrlichen Kuppelgewölbe des Pantheons, das

aus einem antiken Tempel schon zu Anfang des siebenten Jahrhunderts in die christliche Kirche Maria ad Martyres verwandelt wurde. Der überwältigende Eindruck, der uns beim ersten wie beim letzten Anschauen des Wunderbaues, mit seiner Vorhalle und seiner harmonisch geschwungenen Rotunde ergreift, beruht wahrlich nicht bloß auf der stillen Majestät des Tempels und der Wirkung seines schönen, durch das eine offene Auge des Kuppelgewölbes hereinsfallenden Oberlichts, sondern auch in der Weihe, die seine verschiedenen Bestimmungen dem Pantheon gegeben haben. Wen es hier nicht mit Ehrfurchtschauern anweht, der ist für solche Gefühle überhaupt unzugänglich. Es ist ja auch hier genug geschehen, um das erhabne Bauwerk zu plündern, zu verstümmeln, vom siebenten bis zum achtzehnten Jahrhundert hat man den von Agrippa ein Vierteljahrhundert vor Christi Geburt den höchsten Göttern und den Göttern des jüdischen Geschlechts errichteten herrlichen Tempel seiner vergoldeten Bronzeziegel, der Bronzeplatten, die das Dach der Vorhalle trugen, der Bekleidung von Verde antico beraubt; neuere Architekten wie Bernini und Paolo Pofi haben sich mit verständnisloser Willkür in den Annalen des erhabnen Bauwerks schlimm verewigt, dennoch steht und wirkt es noch heute so, daß es dem Schauenden und Fühlenden als eine Offenbarung aufgeht. Zwei Jahrtausende nach seiner Errichtung fühlt man lebendig nach, daß in Tempeln wie diesem sich das Gefühl, die Gewißheit des Göttlichen erhalten, die Menschen beglücken mußte, auch nachdem der schlichte Glaube an die alten Götter zerbrochen war. Die innere Gewalt, die in der unsagbaren Einfachheit, der Harmonie der Gliederung liegt, muß erlebt, kann nicht geschildert werden; wer das Pantheon nie betreten hat, kann in dem Ausdruck des reinsten und nachhaltigsten Entzückens nur garstige Gemeinplätze finden.

Vom Pantheon, das nach seiner Umwandlung in eine christliche Kirche die heitere Würde und lebensvolle Schönheit, die in seiner Konstruktion allein liegt, bewahrte, überdies aber noch jahrhundertlang den größern Teil der alten Pracht aufwies, muß ein gutes Teil der Begeisterung für das Altertum ausgeströmt sein, die vom vierzehnten Jahrhundert an die edleren Italiener durchfloß und durchwärmte. Wenn man sich den Tempel des Agrippa auch nur in seiner heutigen Erscheinung inmitten der Burgmauern und Burgtürme, der höhlenartigen Wohnungen des mittelalterlichen Roms vorstellt, so fühlt man auch, wie der Gegensatz dieser Hallen, dieser harmonisch schönen Runde alle Seelen ergreifen mußte, die inmitten wüster Kämpfe und barbarischer Verkommenheit nach einem neuen Ideal lechzten. Wohl behaupten gewisse neuere Ästhetiker, daß auch diese vollendete Harmonie der Linien, diese einfache Erhabenheit nur auf akademisch geschulte Geschlechter irgendwelche Wirkung zu äußern vermöchte, und daß eine Zeit und ein Geschmack denkbar seien, wo die gepriesenen Schönheiten des Pantheons für nüchtern häßlich gelten würden. Ebenfugot läßt sich schließlich behaupten, daß Menschenaugen und Menschen-

seelen in der Gewöhnung an elektrische Lichter ganz unempänglich für den Tag und die Sonne werden könnten. Unter der Kuppel des Pantheons zerzürren alle Zweifel an der dauernden Eindrucksfähigkeit des wahrhaft Erhabenen, und die tröstliche Empfindung, daß es ein Bleibendes gebe, quillt mit dem Tageslicht von oben herab in die Seele. Den von vielen gerühmten magischen Eindruck des Mondscheins in diesen Räumen habe ich durch einen unglücklichen Zufall nicht genossen, habe aber doch die Pantheonskirche zu den verschiedensten Tageszeiten betreten und stundenlang die tiefe und feierliche Ruhe empfunden, die von dem wunderbaren Rund ausstrahlt. Das Auge, durch das die gleichmäßige Beleuchtung gewonnen wird, hat nur einen Mißstand im Gefolge, daß es dem rauschenden römischen Frühlingsregen offen steht. An zwei verschiedenen Tagen fanden wir in der Mitte des schönen Fußbodens eine völlige Wasserlache, an die man freilich nicht weiter denkt, sobald man den Blick emporrichtet.

Als einziger vollständig, wenigstens annähernd vollständig, erhaltener Bau des Altertums wird die Pantheonskirche die Phantasie jedes einzelnen, der sie betritt, in die Tage des Oktavianus Augustus, den Beginn der römischen Kaiserzeit zurückleiten. Aber Einbildungskraft und Erinnerung können bei der Zeit seiner Entstehung nicht verweilen, die beiden Hauptgrabmäler, die im sechzehnten und neunzehnten Jahrhundert in den Nischen der Rotunde Aufnahme gefunden haben, mahnen verständlich an die größten Zeiten, die Rom seit dem Untergange der alten Welt gesehen hat, und an die Wandlung der Dinge, die vor zwei Jahrzehnten eingetreten ist. Links von der Eingangshalle zeigt sich die Madonnenstatue, die Lorenzetto und Raffaello da Montelupo über Rafael Santis Grab errichteten, prangt die Tafel mit Pietro Bembo's Grabchrift für den Fürsten aller Maler. Rechts aber neben der großen Hauptnische erhebt sich mit Trophäen das eiserne Grabmal Viktor Emanuels, des ersten Königs des neuen Italiens. Das sind gewaltige Symbole, und die Weihe, die dem Raume innewohnt, teilt sich den Empfindungen mit, die uns angesichts dieser Grabmäler ergreifen. Das Pantheon scheint bestimmt, Erinnerungsstätte an die großen, im Laufe der Jahrhunderte nur selten wiederkehrenden Augenblicke zu sein, wo das Gefühl der Erhebung, des Glücks und Gelingens siegreich vorkommt, wo die Menschen nur wissen, was Licht ist, und sich der Furcht vor einer dunklern Zukunft entschlagen. Als Marcus Agrippa in seinem dritten Konsulat den Prachtbau des Tempels wölben und den sieben Hauptgottheiten weihen ließ, hatte Cäsar Oktavian als Augustus eben die friedliche Herrschaft über das römische Weltreich angetreten, und Horaz rühmte die Zeit, die dem römischen Felde wieder der Früchte Pracht heimgegeben habe, in der Cäsar als Hüter der Welt wache, sodaß weder Bürgerwahnsinn noch Gewalt die Ruhe stören könne, in der Janus' Tempel geschlossen und die Tugend der alten Zeiten erneuert sei:

Aus welcher Latiums Namen, Stalias
Machtfülle wuchs und Ruhm und des Reiches Glanz,
Der weit sich dehnt vom Sonnenaufgang
Bis zum hesperischen Abendlager!

Der preisende Dichter konnte im Genuß und Gefühl der glänzenden, mit allen Reizen verfeinerter Kultur geschmückten Friedenszeit weder die Frevel der nachfolgenden Cäsaren noch die Flut der Barbaren vorausahnen, die dem Reiche des Augustus drohten. Als anderthalb Jahrtausende später der göttliche Rafael nach seinem eignen Wunsch im Pantheon bestattet ward, fühlte man wohl, daß er selbst unerseßlich sei, aber man lebte noch in dem vollen Bewußtsein einer Zeit und Bildung, die ihn erweckt und zu der Höhe seiner beglückenden Kunst getragen hatte, man zählte, was dem Stalien der Mediceer an Künstlern und Dichtern, an großen schöpferischen Naturen aller Art, an hochgebildeten Menschen noch verblieb, und träumte weder von der nur sieben Jahre später hereinbrechenden Verwüstung des Roms der Hochrenaissance, noch von den künftigen Scheiterhaufen der Philosophen und den Galgen der Satiriker. An Rafaels Grabe klagte das üppige und kunstsinige, das schönheitsstrunkene und geschmackvolle Rom Leos des Zehnten, empfand es als wohlbegründet, daß dem herrlichen Künstler die Gruft in der schönheitsvollen Runde des antiken Tempels bereitet wurde; doch eben dies Rom ahnte nicht, daß mit dem glänzendsten Maler der Glanzzeit im Grunde schon diese Zeit selbst zu Grabe getragen ward.

Nahe genug noch liegt uns die Erinnerung an Rafael und die Gestalt des Künstlers; wenn sie je in unsrer Phantasie verblaßt war, gewinnt sie in Rom, wo seine zahlreichsten Schöpfungen lebendig zu Sinnen und Seele sprechen, wieder volles Leben. Die Gruft seiner Gedächtnistafel gegenüber aber birgt die irdische Hülle des kriegerischen Königs unsrer Zeit, der den frechen Hohn, mit dem man seinen Vater vor einem Menschenalter als die Spada d'Italia lächerlich zu machen meinte, in so gewaltiger Weise heimgezahlt und vergolten hat. Der erste König des geeinigten Königreichs Stalien hat den Einzug seiner Truppen in Rom im September 1870 noch um acht Jahre überlebt. Aber sein Grabmal im Pantheon, die würdigste Ruhestätte, die Viktor Emanuel zuteil werden konnte, ist das Denkmal des Abschlusses jener ungeheuern erneuernden Umwälzung Staliens, deren Anfänge geistig genommen in unabsehbare Fernen zurückreichen, in der Wirklichkeit aber von der größten Zahl derer, die heute im Mannesalter stehen, mit erlebt worden sind. Ich war ein Knabe, als am Abend des blutigen Schlachttags von Novara (März 1849), der alle Hoffnungen der Italiener in den Staub zu treten schien, die Krone des Königreichs Sardinien auf das Haupt des jugendlichen Viktor Emanuel fiel, da sein Vater Karl Albert es fühlte, daß er die Niederlage der Sache, der er sich geweiht hatte, nicht lange überleben werde, sie jedenfalls als Herrscher nicht überleben wollte. Unter den unheilvollsten Umständen

trat der neue König die Regierung der alten Erbmonarchie des Hauses Savoyen an, aber unerschütterlich verharrte er in den Bahnen, die sein Vater ihm sterbend gewiesen hatte, der alte Dichtertraum des Dante Alighieri und der Traum so vieler Tausende von italienischen Patrioten und Märtyrern, der Traum von dem nationalen König des neuerstandnen Italiens, ward in ihm und durch ihn Wahrheit. Die Gruft Viktor Emanuels im Pantheon zu Rom ist die Besiegelung einer der größten weltgeschichtlichen Thatfachen, und ob sie nun allein bleibe und spätere Könige Italiens an andrer Stätte ruhen mögen oder ob sie sich zur Familiengruft des im Quirinal hofhaltenden italienischen Königshauses erweitere — sie bezeichnet einen neuen großen Abschnitt in der mehrtausendjährigen Geschichte Roms. Wohl darf sich der ernstgestimmte Beschauer des von alten Kriegerern des Königs — Invaliden von Solferino und Custozza — bewachten ehernen Sarkophags nicht verhehlen, daß in Rom eine Macht und eine Stimmung fortlebt, die nichts inniger erschüttert, als die Gebeine des Re galantuomo aus dem Pantheon wieder hinauszurufen. Aber hoffen und aus Herzensgrund wünschen darf man wohl, daß diese Reste, wie die Nasaels, noch in Jahrhunderten an einen gewaltigen Wendepunkt in der Geschichte der ewigen Stadt mahnen werden.

Als ich das letzte mal am Grabe Viktor Emanuels stand, gab der seltsame Tag doppelten Anlaß, an die Wandelbarkeit irdischer Herrlichkeit und die Unsicherheit selbst der letzten heiligsten Ruhe gegenüber den Leidenschaften der Menschen zu denken. Es war der Nachmittag des ersten Mai, im Innern Roms war die Mehrzahl der Läden geschlossen, und neben den endlosen Scharen der feiernden, übrigens mehr verduzt als wild dreinschauenden sozialistischen Arbeiter durchzogen lange Kolonnen von Carabinieri und Soldaten die Straßen. Unwillkürlich traten vor den innern Blick Bilder einer möglichen verhängnisvollen Zerstörung, die auf diesem Boden freilich niemals den Umwälzern selbst zu gute kommen würde. Wenn man dann die Ehrfurcht wahrnahm, mit der auch Leute aus den untern Ständen sich dem Grabmal des ersten italienischen Königs naheten, wenn man die Lorbeeren betrachtete, mit denen die Gruft fort und fort geschmückt wird — aus der Menge ragten der Kranz, den unser Kaiser Wilhelm II. am Sarge Viktor Emanuels niedergelegt, und zwei Kränze hervor, die Heer und Flotte Italiens frisch gespendet hatten —, so verschwanden die Spukgespenster des Tages und alle düstern Zukunftsvisionen.

Aus dem Pantheon hinweg giebt es für den Wandrer, der in der ewigen Stadt so viel und gegenüber der Ueberfülle doch so wenig geschaut und genossen hat, nur noch einen Weg, den uralten zur Fontana Trevi, deren silberhelles Wasser die Kraft haben soll, den Sehnsüchtigen zur rechten Zeit wieder nach Rom zurückzuführen. Wir haben getrunken, wie es Brauch ist, möge der Brunnen uns gegenüber seine segnende Kraft nicht verleugnen!